

Monastische Gemeinschaften von Jerusalem **„Gott ist ein ganz aktuelles Thema“**

Kann Beten Wunder wirken? Im Mittelalter war man davon überzeugt. Und auch die Schwester des heiligen Benedikt, die heilige Scholastika, vertraute darauf, wie die Legende weiß. Es gehörte zur Tradition, dass Bruder Benedikt sie einmal im Jahr in ihrem Kloster besuchte. So auch diesmal. Als er abends abreisen wollte, war Schwester Scholastika gar nicht einverstanden. All ihre Bitten, ihn zum Bleiben zu bewegen, halfen nichts. Also setzte sie sich hin, faltete die Hände und betete. Sofort legte ein gewaltiges Unwetter los. Es donnerte und blitzte, und Regen strömte in Gießbächen vom Himmel, so dass Bruder Benedikt gar keine andere Wahl hatte, als zu bleiben. Und so konnten sie ihr Gespräch über den Glauben eine ganze Nacht lang fortsetzen.

Kann Beten heute noch Wunder wirken? Schwester Edith jedenfalls vertraut darauf. Sie ist Priorin der Monastischen Gemeinschaft von Jerusalem in Köln. Als der Orden in Groß Sankt Martin sein Quartier bezogen hatte, kam eine Franziskanerin begeistert auf sie zu: „Jahrelang habe ich gebetet, dass wir in Köln wieder Ordensnachwuchs bekommen. Ich hatte allerdings dabei mehr an unseren eigenen Orden, die Franziskanerinnen, gedacht. Aber egal. Das Wunder ist geschehen: Ein neuer Orden ist da. Sie sind die Erfüllung meiner Gebete.“

Seit dem 20. April 2009 sind die Brüder und Schwestern der Monastischen Gemeinschaften von Jerusalem in der Kölner Kirche Groß St. Martin zu Hause. Das altehrwürdige romanische Gotteshaus inmitten der Altstadt ist ihre neue Heimat. Hier beten, singen und meditieren sie. Und wenn jemand sie fragt, was sie den ganzen langen Tag sonst so tun, dann sagen sie: „Wir halten Gott einen Platz frei. Wir wollen eine Oase sein für Menschen, denen Gott fremd geworden ist und die ihn dennoch suchen.“

„Seid Städter mit den Städtern“, hatte ihnen François Marty, der Erzbischof von Paris, bei der Gründung ihrer Gemeinschaft mit auf den Weg gegeben.

Das war im Jahr 1975 in der Kirche St. Gervais in Paris. „Teilt Wohn- und Arbeitsbedingungen mit ihnen, aber geht nicht in der Stadt auf“, habe er ihnen geraten. Und so laden sie zu ihren Liturgiefeiern, Andachten, Gottesdiensten, Gesprächen und Begegnungen ein – von sechs Uhr in der Frühe bis abends zur Messe um halb sieben. Einmal in der Woche halten sie ihre Kirche bis nach Mitternacht offen – zur Anbetung des Allerheiligsten. „Die Menschen sollen zuverlässig wissen: Da ist ein Ort, an dem gebetet wird.“

Eine fast mystische Stille Eucharistie

Es ist so still, dass ich meinen Atem höre. Dabei bin ich nicht allein in dem großen Kirchenschiff. Zwei junge Schwestern, in weiße Kapuzenmäntel gehüllt, knien auf dem Steinfußboden vor dem Altar. Es ist sechs Uhr in der Frühe. Noch ist das Licht verhalten: Es taucht das große Kirchenschiff in eine fast mystische Atmosphäre. Nach und nach kommen auch die anderen Schwestern und Brüder. Leise rücken sie ihre Gebetsschemel zurecht, setzen oder knien sich. Um halb sieben erheben sich alle, und Prior Bruder Nicolas-Marie leitet den klösterlichen Tageslauf mit den traditionellen Worten ein: „Herr, öffne meine Lippen!“ Und alle im Chor antworten: „Damit mein Mund dein Lob verkünde!“ Es folgt noch einmal ein langes Schweigen im Gebet, bis um sieben Uhr die Laudes beginnt.

Die Schwestern und Brüder der Monastischen Gemeinschaften beim Mittagsgebet in der romanischen Kirche Groß St. Martin in Köln.



Inzwischen füllen sich die Reihen hinter mir. Es sind Männer und Frauen, jüngere und ältere. Bevor sie ihren Pflichten des Tages nachgehen, wollen sie für einen Augenblick innehalten. Die Gemeinschaft singt Psalmen, und Prior Nicolas-Marie liest aus der Bibel das Tagesevangelium. Zum Ende der morgendlichen Gebetszeit bekommen alle ein Wort des heiligen Ignatius von Antiochia mit auf den Weg in den Tag: „Zwei Tugenden stehen am Anfang und Ende des Lebens: Glaube und Liebe.“

Mittlerweile ist es acht Uhr geworden. Schwester Rebekka hat schon am Abend zuvor das Frühstück für die Mitschwestern vorbereitet. Nun kocht sie Kaffee und stellt in Thermoskannen Wasser für den Tee und Milch für Kakao bereit. Auch Müsli steht auf dem Tisch. Schwester Anne-Claire ist zuständig, in aller Frühe das Brot beim Bäcker in der Nähe zu holen. Auch die Brüder, die in einem getrennten Trakt leben, für sich selbst sorgen und auch selber kochen, sind unterwegs, ihre Körnerbrötchen zu holen. „Als Franzosen sind wir ja eigentlich an Baguettes und Croissants gewöhnt. Aber inzwischen ziehen wir das deutsche Brot vor. Sogar Sauerkraut lieben wir“, lacht Bruder Jean-Tristan. Nur wenn sie sich bei den Schwestern die Knoblauchpresse ausleihen, wissen alle: Heute gibt's bei denen etwas Französisches.

Eine andere Priorität

Die Brüder haben gefrühstückt und das Haus verlassen. Prior Nicolas-Marie ist Priester, Bruder Jean-Tristan, von Beruf Bankkaufmann, ist im Archiv des St. Marien-Hospitals beschäftigt, Bruder Fabien-Marie ist Buchhalter im Franziskus-Hospital und studiert – ebenso wie Bruder Thibaut, der im Hildegardis-Krankenhaus arbeitet, nebenbei Theologie, um Priester zu werden. Bruder Christian, der Jüngste unter den Brüdern, ist erst vor wenigen Monaten eingekleidet worden und hat jetzt sein zweijähriges Noviziat begonnen.

Auch Schwester Sarah-Marie ist nicht mehr da. Sie nimmt ihr Frühstück mit. Als Lehrerin für Mathematik und Latein an der Kölner Ursulinen-Schule

beginnt ihr Arbeitstag schon um acht Uhr. Schwester Anne-Claire, eigentlich Juristin, geht erst später aus dem Haus. Das Geschäft, in dem sie für die Abteilung „Gutes aus Klöstern“ zuständig ist, öffnet erst um zehn. „Ich kenne die Produkte bereits aus Paris. Dort habe ich in einem Klosterladen gearbeitet“, freut sie sich. Wie auch ihre Mitschwester, trägt sie bei der Arbeit den für den Orden typischen hellblauen Habit aus Jeansstoff und das weiße Kopftuch. „Es kann schon mal vorkommen, dass jemand befremdlich reagiert, aber oft werde ich gefragt: ‘Wo wohnst du?’ Dann antworte ich, wie Jesus es getan hat: Kommt und seht!“ Und tatsächlich! Manch einen entdeckte sie später zu einer der Gebetszeiten in Groß St. Martin. „Die Leute spüren, dass hinter uns eine andere Realität steht.“ Der Habit sei keine Barriere, sondern ein Zugang. „Wir brauchen diese sichtbaren Zeichen. Wir müssen nur bereit sein.“

Schwester Marie-Gabrielle hat Politik studiert. Nach der Ankunft in Köln fand sie zunächst Arbeit in einem Blumengeschäft. Nun arbeitet sie in der Nachmittagsbetreuung der Domsingschule. Schwester Marie-Bénédicte hat einen Großteil ihres Noviziats in der Pariser Fraternität abgelegt und ist kürzlich erst zur Gemeinschaft in Köln dazugestoßen. Derzeit ist sie auf Arbeitssuche. Schwester Theresia, gebürtig aus Overath, ist ausgebildete Sparkassen-Kauffrau. Sie hatte Glück, denn sie durfte in Köln in ihrer Bank wieder den alten Arbeitsplatz einnehmen. Was ihre Kollegen sagen, dass sie als Nonne im Habit zurückgekehrt ist? „Sie waren positiv überrascht, dass man sich nicht komplett ändern muss, wenn man ins Kloster geht!“

Die Gemeinschaft nimmt ganz bewusst am Arbeitsleben inmitten der Gesellschaft teil. Auf diese Weise erleben die Schwestern und Brüder die Menschen „draußen“ mit ihren Sorgen und Problemen hautnah. Andererseits wahren sie ihre Eigenständigkeit, indem sie für ihren Lebensunterhalt selbst aufkommen. Sie nehmen jede Beschäftigung an und stellen keine Ansprüche. „Dass wir nur halbtags arbeiten, ist ganz bewusst gewählt“, ergänzt Schwester Edith. „Denn für uns ist es unbedingt wichtig, die Gebetszeiten einzuhalten. Auch, wenn wir uns vom üblichen Klosterleben etwas unterscheiden, gehen wir

keineswegs in der Welt auf.“ Die traditionellen Werte eines monastischen Lebens seien gewahrt. „Die Liturgie bleibt.“

Priorin Schwester Edith aus Paderborn gehört seit 18 Jahren zur Gemeinschaft. „Es war in den 80er Jahren in Paris“, erzählt sie. „Zufällig führte mich mein Weg zur Kirche St. Gervais, wo die Schwestern und Brüder gerade Gebetszeit hielten. Dies hat mich so beeindruckt, dass es mich nicht mehr losließ.“ Und so trat sie eines Tages in Paris dem Orden bei. Schwester Rebekka, die wie Schwester Edith Theologie studiert hat, stammt aus Hildesheim und ist seit 24 Jahren bei der Monastischen Gemeinschaft.

Eine gute Atmosphäre

Beide erinnern sich noch gut an den Tag im Jahr 2001, als bei ihnen in St. Gervais in Paris eine dreiköpfige Delegation eintraf, die der Kölner Kardinal Meisner geschickt hatte. Bevor die drei den eigentlichen Grund ihres Besuches vortragen konnten, wollten die französischen Brüder von ihnen wissen, was sie schon lange beschäftigte: „Befinden sich in dem goldenen Schrein im Kölner Dom tatsächlich die Gebeine der Heiligen Drei Könige?“ Der damalige Kölner Weihbischof und heutige Bischof von Dresden/Meißen, Heiner Koch, habe daraufhin spontan gesagt: „Selbstverständlich, und wir sind die drei Kamele“. Alle hätten gelacht, und es sei sofort eine gute Atmosphäre entstanden, die für das Hauptanliegen der Besucher von großer Bedeutung gewesen sei: ob die Monastische Gemeinschaft sich vorstellen könnte, auch in Köln eine Niederlassung zu gründen.

„Uns lagen zwar rund 80 Anfragen aus aller Welt vor – von Rio de Janeiro bis Kasachstan. Aber unser Gründer, Bruder Pierre-Marie Delfieux, und wir alle in unserer Gemeinschaft waren von dem Angebot überzeugt und haben gerne zugesagt“, so Schwester Edith. Und ganz nebenbei: An der Echtheit der Gebeine im Schrein des Kölner Domes habe in Paris fortan keiner mehr gezweifelt.

Seit Ostern 2009 befindet sich die Gemeinschaft nun einen Steinwurf weit vom Dom entfernt, mitten im Trubel der Altstadt von Köln, in der romani-

schen Kirche Groß St. Martin. Das angrenzende Gebäude ist ihr zu Hause. Es wurde so umgebaut, dass die Mönche und Nonnen zwar getrennt wohnen, die Liturgien und Messen jedoch gemeinsam feiern.

Für die Menschen erreichbar

Übrigens: Zwei Schwestern sind stets im Haus. Sie wollen für die Menschen erreichbar und ansprechbereit sein – ob am Telefon oder an der Haustür. Wie wichtig dies ist, erleben sie immer wieder. „Gestern kam in der Kirche ein älterer Mann auf mich zu“, erzählt Schwester Edith. „Er war sehr zornig und redete mit hochrotem Kopf auf mich ein. Alles, was er an Ärger über die Kirche aufgestaut hatte, entlud sich. Er schimpfte auf den Papst, die Bischöfe, den Zölibat, ganz einfach auf alles. Ich habe ihn zum Schluss nur gefragt: ‘Wie heißen Sie mit Vornamen?’“ „Heinz“, sei seine erstaunte Antwort gewesen. „‘Heinz, ich bete für Sie’, habe ich ihm dann erwidert. Und plötzlich fing er an zu weinen.“ Auch, wenn die Schwestern in ihrem hellblauen Habit durch Kölns Straßen gehen, erleben sie oft, dass Menschen sie unterwegs ansprechen: „Schwester, beten Sie für mich.“ Immer wieder werde in Gesprächen deutlich: Die Menschen sehnen sich nach Halt und Verlässlichkeit. Sie sehnen sich nach Gott.

Wer die Kirche Groß St. Martin betritt, wird immer eine Schwester oder einen Bruder antreffen. Sie wechseln sich alle zwei Stunden bei diesem nicht ganz einfachen Dienst ab. Heute Vormittag ist Stephanie an der Reihe, und ich darf sie begleiten. Im Seitenschiff des Gotteshauses, auf der anderen Seite des Eingangs, setzen wir uns an ein Tischchen und warten. Vor uns liegen Broschüren und Zettel mit Angaben über das Gotteshaus, die Gebetszeiten und die Monastische Gemeinschaft.

Heute ist es ziemlich ruhig. Zwei Lehrer kommen mit ihrer Schulklasse. Sie wollen die Krypta besichtigen. Dann erkundigt sich ein Ehepaar aus England nach der Geschichte der Kirche. Zwei Spanier wollen die Gottesdienstzeiten wissen. Manchmal stellen Besucher auch Fragen nach dem Glauben. „Vor allem die Eucharistische Anbetung gibt Nicht-Katholiken und kirchenfernen Menschen Rätsel auf“,

sagt Stephanie. Eine allgemeinverständliche Antwort sei da nicht ganz einfach. „Dann erkläre ich ihnen: Christus, der Herr, ist in der Hostie präsent, und wir dürfen Zeit vor ihm verbringen und ihm alles anvertrauen, was wir auf dem Herzen haben.“

Die Strahlkraft des Hochamtes

Stephanie gehört der Monastischen Gemeinschaft nicht an. Sie ist von Beruf Ärztin für Anästhesiologie in Mainz. Den Orden habe sie kennen gelernt, als sie auf dem Mont St. Michel in Frankreich eine Vesper besuchte. „Ich war sofort fasziniert und wollte mehr darüber wissen.“ Seit nun Schwestern und Brüder des Ordens in Groß St. Martin in Köln leben, kommt sie, so oft es ihr möglich ist, um mit ihnen das monastische Leben zu teilen – auch wenn die Zeit manchmal nur für ein Wochenende oder einen Sonntag reicht. Die Strahlkraft des sonntäglichen Hochamtes trage sie dann wieder durch die Woche im Krankenhaus. „Bei meiner

Stets umringt von vielen neugierigen Besuchern: die Schwestern in Groß St. Martin



Arbeit in der Intensivstation denke ich oft über den Sinn des Lebens nach – über das Woher und das Wohin.“ Immer wieder habe sie sich mit der Reinkarnation der östlichen Weisheitslehre beschäftigt. Doch eines Tages entdeckte sie in ihrem Bücherschrank die Werke von Teresa von Avila. Beim Lesen sei ihr deutlich geworden, „wie glücklich wir Christen doch dran sind. Uns wird die Erlösung geschenkt. Wir brauchen sie nur anzunehmen“.

Touristen aus Japan kommen schüchtern an unseren Tisch. Ob sie fotografieren dürfen, fragen sie.

Natürlich dürfen sie. Dann kaufen sie ein Büchlein mit Informationen über die Kirche. Einige Besucher haben auf den Stühlen vor dem Altar Platz genommen. Es ist Zeit für das Mittagsgebet. „Manche sehe ich jeden Mittag“, sagt Schwester Theresia, die die Kerzen anzündet. Prior Pater Nicolas-Marie singt Psalm 126 und Psalm 127. Dann hält Schwester Theresia die Lesung und trägt einen Text von Bischof Kamphaus vor. „Gott wird Mensch, um dem Menschen abzugewöhnen, Gott sein zu wollen“. Diesen Satz will ich mir besonders merken. Schwester Rebekka liest danach aus dem zweiten Kapitel der Genesis: „Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei.“ Und in einer kleinen Andacht gibt sie zu bedenken, dass Liebe Beziehung braucht, und dass das Zusammenleben durchaus eine Herausforderung sei. Humorvoll krönt sie ihre Gedanken mit einem Liebesbrief von Mark Twain an seine Frau. Ein Fürbittgebet, ein Vater Unser und ein Engel des Herrn beschließen diese Mittagsandacht.

„Das Mittagessen wird im Schweigen eingenommen“, erklärt mir Schwester Rebekka, als wir die Kirche verlassen und nach nebenan ins Gebäude gehen. In der ersten Etage hat Schwester Marie-Gabrielle den Tisch gedeckt. Zu Kohlrabi und Möhren als Vorspeise und Spinattorte als Hauptgericht lesen Theresia und Marie-Gabrielle abwechselnd aus dem Buch „Licht der Welt“, in dem Papst Benedikt mit dem Journalisten Peter Seewald über aktuelle Fragen des Glaubens und der Kirche spricht. Nach Pflaumenkompott und Dankgebet teilt sich die kleine Gemeinschaft. Die einen verschwinden in der Küche. Gemeinsames Geschirrspülen und Abtrocknen stärkt die Zusammengehörigkeit.

Die anderen treffen sich derweil nebenan zum gemütlichen Austausch bei Kaffee und Plätzchen. Die Jüngste und Neueste in der Runde ist Katharina. Der Glaube habe sie schon immer beschäftigt. So gehörte sie im Jahr 1992 zu den Gründungsmitgliedern des Essener Domchores. „Das war eine Zeit, die mich sehr geprägt und auch motiviert hat, Theologie zu studieren“, erzählt sie. Doch das genügte ihr nicht. So sei sie zu den Benediktinerinnen gegangen, „um zu gucken“. Aber nach einer „Schnupperzeit“ habe sie sich schließlich für die Schwestern der Monastischen Gemeinschaft in Köln entschieden. (Inzwischen hat sie die zeitliche Profess abgelegt).

Am 29. September 2010 zog sie ein. Mit einigen Büchern – „und einer Brotschneidemaschine“, ergänzen die anderen, die sich über die Neue in der Gemeinschaft freuen. Ebenso wie ihre Mitschwestern und Brüder hat Katharina nun keinen persönlichen Besitz mehr. Die Einrichtung in ihrer Zelle besteht aus einem Bett, einem Tisch und einem Stuhl, einem Schrank und einer Gebetsecke. „Es kommen immer wieder Männer und Frauen, die sich für ein monastisches Leben interessieren“, berichtet Schwester Edith. „Oft allerdings haben sie eine romantische, aber falsche Vorstellung davon“, fügt sie nachdenklich an und gibt zu bedenken: „Wir haben kein privates Mobiltelefon, keinen Fernseher, kein Radio – und nur einen Computer für die gesamte Gemeinschaft.“

Eine intensive Zeit des Lernens

Als Katharina noch Postulantin war, trug sie Zivilkleidung. Das einzige Zeichen, das ihre Zugehörigkeit zur Monastischen Gemeinschaft andeutete, war das Kreuz, das sie um den Hals trug. „Das bekommt man, wenn man vier Wochen bei uns war und ernsthaft zu bleiben vorhat“, erklärt Schwester Edith. Nach etwa einem Jahr ist der feierliche Tag der Einkleidung. Das zweijährige Noviziat beginnt – und mit ihm eine intensive Zeit des Lernens. Anne-Claire erteilt als Novizenmeisterin den Unterricht. Danach erst, und nach gründlicher Selbstprüfung, darf eine Novizin die zeitliche Profess ablegen, die mit dem Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams verbunden ist. Nach drei weiteren Jahren kann die zeitliche Profess verlängert oder schon die Ewige Profess abgelegt werden. Ein langer und wohlüberlegter Weg also führt bis dahin.

Auch Anne-Claire hat solch einen Weg zurückgelegt. Sie stammt aus der Bretagne und ist in einer gut katholischen Familie groß geworden. „Eigentlich wollte ich Richterin werden“, gesteht sie. Doch mit 19 Jahren habe sie gespürt, dass etwas in ihrem Leben fehlt. Dies war auf einer Wallfahrt in die Sahara auf den Spuren von Charles de Foucauld. „Plötzlich habe ich entdeckt, dass ich mit Gott reden kann wie mit einem Freund. Das war entscheidend, das

hat mich nicht mehr losgelassen.“ Bis dahin hatte sie angenommen, dass das Klosterleben ungeeignet sei für einen modernen, jungen Menschen wie sie. Aber fasziniert habe sie es trotzdem. Und nun gehört sie dazu und sagt: „Ich fühle mich berufen.“

Es ist kurz vor 15 Uhr. Schwester Rebekka geht hinunter in die Kirche, wo das Allerheiligste zur Anbetung ausgesetzt ist. Bis zur nächsten gemeinsamen Gebetszeit wechseln sich die Brüder und Schwestern dabei ab. Um 17.30 Uhr sind wieder alle gemeinsam in der Kirche. Aber auch andere Beter kommen, um eine Weile in der Stille des Gotteshauses niederzuknien. „Vor einiger Zeit hatten wir beschlossen, sonntags auf die stille Gebetszeit vor der Vesper zu verzichten, um ein bisschen von dem schönen Wetter beim Spaziergang zu profitieren“, erzählt Schwester Edith. „Doch als wir in die Kirche kamen, waren viele Menschen trotzdem da. Nur wir hatten gefehlt. Das sollte uns nicht noch einmal passieren.“

Der Anbetungsabend

Wenn um 18 Uhr die Vesper beginnt, füllen sich die Reihen nach und nach mit Besuchern. Sie wissen, dass sich um 18.30 Uhr die feierliche Messe anschließt. Manche kommen von der Arbeit und wollen den Tag auf diese Weise beschließen. Für die Schwestern und Brüder der Monastischen Gemeinschaft ist aber auch nach der Messe noch lange nicht Schluss. Heute, Donnerstag, endet der Tag erst mit dem Anbetungsabend – es ist der Abend, an dem Jesus vor seinem Leiden und Kreuzestod im Garten Gethsemane im Gebet mit Gott, seinem Vater, rang und Blut und Wasser schwitzte und ein Engel kam und ihn stärkte. Daher wird zum Ende der Messe das Allerheiligste in einer Prozession zur Seitenkapelle getragen, wo die Anbetung bis 0.30 Uhr fortgesetzt wird.

Einmal im Monat lädt die Gemeinschaft auch abends zum Gespräch ein. Zunächst gibt es einen heißen Tee und liebevoll bereitete Häppchen als Stärkung. Und danach versammeln sich alle, um in großer Runde – oder aufgeteilt in kleinere Grüppchen – über Bibeltexte zu sprechen. Da sitzt die Verkäuferin neben dem

Buchhalter, die Arzthelferin neben dem Arbeiter, der Müllwerker neben der Friseurin. Sie alle wollen mehr über ihren christlichen Glauben erfahren.

Auch am Silvesterabend hatte die Monastische Gemeinschaft nach der Messe in ihr Haus eingeladen. Bei einem Fruchtpunsch wollte man das Jahr miteinander beschließen. Unter den Gästen entdeckte Schwester Rebekka ein Ehepaar aus den neuen Bundesländern. Er war von Beruf Kampfsportlehrer und sie Schneiderin, beide evangelisch, wie sich im Gespräch herausstellte. Sie wären in der Absicht nach Köln gekommen, zünftig Silvester zu feiern. Durch Zufall seien sie nachmittags beim Bummel durch die Stadt in die Kirche von Groß Sankt Martin geraten. Und weil sie sahen, dass viele Leute still vor dem Allerheiligsten saßen und beteten, hätten sie sich dazugesetzt und in dieser Stille gespürt: Da ist etwas ganz Besonderes. Sie seien so fasziniert gewesen, dass sie auch zur Vigil, zur Messe und zum anschließenden Fruchtpunsch geblieben waren. Begeistert hätten die beiden beim Abschied gesagt, dass dies wohl die eindrucksvollste Silvesterfeier ihres Lebens gewesen sei.

Von vielen solcher und ähnlicher Begegnungen können die Schwestern und Brüder der Monastischen Gemeinschaften von Jerusalem berichten. Sie sind überzeugt, dass ihr Entschluss, nach Köln zu kommen, um mitten in der Stadt eine einladende Kirche zu sein, richtig war. „Denn Gott ist ein ganz aktuelles Thema“, sagt Priorin Schwester Edith. „Viele Menschen suchen ihn, selbst wenn es ihnen gar nicht bewusst ist. Wer zu uns kommt, soll daher immer eine offene Tür antreffen und die Gewissheit haben, dass er hier einen Ort findet, an dem gebetet wird.“

Kontaktadresse:

Monastische Gemeinschaft der Brüder von Jerusalem
An Groß St. Martin 9, 50667 Köln und
Monastische Gemeinschaft der Schwestern von Jerusalem
An Groß St. Martin 11, 50667 Köln